

A. Grundlagen

Kein falsches Mitleid!

Anmerkungen zu Dorothee Sölles Kritik der traditionellen christlichen Interpretation von Leiden aus der Perspektive von Behinderung

Eva Bohne

Abstract

Die traditionellen Gottesvorstellungen zu überdenken, wird als eine an die gegenwärtige Theologie gerichtete Herausforderung angesehen, um die Befreiung von theologischen Ismen, dem christlichen Masochismus, dem theologischen Sadismus und seine Auswirkungen für Leidende im Sinne von Dorothee Sölle zu erreichen. Als eine leidenschaftliche Vertreterin dieser Forderung stellte Sölle bereits 1973 die unverändert brandaktuelle, unbequeme Frage: „Welchen Sinn hat Leiden und unter welchen Bedingungen kann es uns menschlicher machen?“ (Sölle 1973, 11). Als Plädoyer gegen die Apathie und Gefahr, sadistisch über Gott zu denken, wonach alles Leiden auf das Jüngste Gericht bezogen wird, klagt Sölle stattdessen ein Leben ein, in dem niemand zum Opfer gemacht wird oder sich selbst zum Opfer macht. Wichtiger als dogmatische Formallösungen sei ein verändertes Verständnis von Leiden, das Leidtragende nicht zusätzlich verletzt, sondern sie dazu befähigt, Leiden annehmen und überwinden zu können, ohne es weiterhin theologisch, zulasten der Betroffenen, zu instrumentalisieren. Der Beitrag befasst sich mit den Äußerungen Sölles zum Thema und kommentiert sie aus der Perspektive einer von Behinderung betroffenen Zeitzeugin.

Einleitung und persönlicher Bezug

Um das Buch „Leiden“ von Dorothee Sölle in seiner ganzen Breite interpretieren zu können, bedurfte es meinen eigenen beruflichen Erfahrungen am Fachbereich Theologie der Uni Hamburg in den 1980er Jahren zufolge ganzer Wochenenden oder semesterbezogener Seminare. Die Auseinandersetzung kann daher nur ausschnitthaft erfolgen.

Nach Erscheinen des Buches 1973 erklärte ich das Buch zu meiner ‚Bibel‘, es nimmt unter den 17 Büchern der Autorin Sölle aus meiner Sicht eine absolute Sonderstellung ein! Endlich wurden die verschiedenen Facetten des Leidens an-

ders, schonungsloser und differenzierter als bis dato bekannt, ‚aufgeblättert‘, dass es mir als behinderter Mensch unter der Bedingung von Epilepsie wie Schuppen von den Augen fiel! Denn Sölles Ausführungen versetzten mich persönlich in die Lage, endlich Abschied nehmen zu können von der Sichtweise der christlichen Traktat-Literatur zum Thema und den darin behinderten Menschen anempfohlenen, ‚richtigen‘ Einübungen in das Leiden. Dieses Einüben spiegelte sich in Aussagen wider wie zum Beispiel, ‚Wen Gott liebt, den züchtigt er‘. Oder wie die Empfehlung des Theologen Karl Rahners es 1961 zum Ausdruck brachte, demzufolge es Aufgabe der Leidenden sei, „die [...] Situation ganz und restlos anzunehmen und integrierend verwandelnd aufzufangen. [...] In diesem Sinne erweist sich dann das Leiden als gottgewollt“ (Rahner, zit. n. Sölle 1973, 27).

Das Buch ist auch 49 Jahre nach dem Erscheinen weiterhin auf dem Büchermarkt erhältlich, zum Unterschied zu den vielen anderen Werken dieser Autorin. Was ist der Grund dafür, dass Menschen sich über Generationen hinweg diesem Buchinhalt zuwenden? Der Wert dieses Buches liegt für viele, mich eingeschlossen, vor allem darin, dass es nicht am ‚grünen Tisch‘ der Theorie entstanden ist. Sölle reflektiert und kommentiert das Thema nicht nach dem bürgerlichen Verständnis von Wissenschaft als zeitenthoben und theologisch verobjektivierend, sondern aus einer höchst persönlichen Perspektive, ihrem eigenen situativen Erleben heraus. Der Blick auf dieses Buch kann ebenso nur ein entsprechend individueller sein: Jede/r setzt sich mit den wichtigen Aspekten des Buches aufgrund der jeweils eigenen persönlichen Situation mit dem Thema auseinander.

Dorothee Sölle wird unterschiedlich beschrieben, mal wird sie als Befreiungstheologin, Feministin, mal als Mystikerin oder als Lyrikerin herausgestellt. Sie selber verstand sich vor allem als politische Theologin. Ein Grund für viele, sie zu meiden, für andere, sie zu verehren. Eine Christin, die mit kritischen Zeitansagen klar Stellung bezog und dabei zugleich spirituell lebte: „Da kann man nichts machen, ist ein ganz und gar gottloser Satz“ und „Jeder Gegenwind enthält auch einen Aufwind!“ (Sölle 1995, 146) sind ihre Antworten auf das eingeübte Wegschauen und die Tabuisierung von Leiden. Sie mahnte ab Mitte der 1960er Jahre die Kirche, ihre Schutzburg, den wissenschaftlichen Elfenbeinturm der Theologie, zu verlassen und auf die Menschen draußen zuzugehen. Nach ihrer Meinung hänge die Zukunft der Kirche davon ab, ob sie die Fähigkeit zur Selbstkritik entwickeln, unter anderem in Bezug auf ihre Rolle während der NS-Zeit, und daraus Lehren ziehen würde. So wurde das „Politische Nachtgebet“ ab 1968 in Köln für die daran Teilnehmenden zum Experiment, „uns aus der falschen Sakralität, die zum Verstummen bringt, zu erlösen. Jeder der sprach, riskierte Gelächter, Auspuff, Widerspruch oder Beifall und Zustimmung“ (a. a. O., 77). Für Sölle war das Wort Gottes nicht vom Leben und Leiden der Menschen zu trennen. Sie hielt Gottes Wirken in der Welt für gebunden an unser Handeln, denn: „Gott hat keine anderen Hände als unsere“ (a. a. O., 62).

Befreiung kommt in ihrer Wortwahl, bezugnehmend auf die Lebenswirk-

lichkeiten von so genannten Randgruppen und für sie ein Umdenken einfordernd, oft vor. Glauben und Politik, Beten und Handeln, gehören ihr zufolge zusammen, um die tiefe Diesseitigkeit des christlichen Glaubens, von der Dietrich Bonhoeffer sprach, besser zu begreifen. In Deutschland hatte Sölle nie einen Lehrstuhl inne. Ab 1972 lehrte sie vielmehr über 15 Jahre als Nachfolgerin von Paul Tillich systematische Theologie am Union Theological Seminary in New York. In ihrer Biographie beschreibt sie ihr theologisches Wirken so: „Mein Leben ist das einer theologischen Arbeiterin, die etwas vom Schmerz Gottes und von Gottes Freude mitzuteilen versucht. [...] Ich denke, dass ich heute, theologisch gesprochen, weniger allein bin als vor Jahren, und das zu sagen, ist eine Art Glück“ (a. a. O., 310). Fulbert Steffensky schreibt in seinem Vorwort zur Wiederauflage 2018 des Buches *Leiden*: „Dorothee Sölle klagt mit ihrer Beschreibung [von *Leiden*, Anm. d. Verf.] ein anderes Leben ein; Ein Leben, in dem niemand zum Opfer gemacht wird oder sich selbst zum Opfer macht. Darum spricht sie über die Opfer nicht nur mit der Stimme des Mitleids, das nichts ändern will. Sie spricht mit dem Zorn, der ein anderes Leben einklagt“ (Steffensky zit. n. Sölle 2018, 8). Aus meiner Sicht ist ihr Buch der Versuch, an den Barrieren zu arbeiten, die Sölle nicht als natürliche, objektiv gegebene Tatsachen hinnimmt.

Als Zeitzeugin sind mir die direkten, vertrauensvollen Begegnungen mit Sölle von Frau zu Frau und ihr theologisches Wirken auf den Evangelischen Kirchentagen lebendig vor Augen. Die Halle zu ihren Bibelarbeiten wurde bereits lange vor Beginn wegen Überfüllung geschlossen, so auch zu der Kirchentags-Veranstaltung 1987 in Frankfurt. Auf dem Podium referierten neben Dorothee Sölle, Pastor D. Ulrich Bach, Prof. Dr. Joachim Track und ich zu dem Thema „Leiden – mit dem Gekreuzigten leben“ (Deutscher Evangelischer Kirchentag 1987, 164). Nach unseren Ausführungen stellten wir uns den Fragen der 3000 behinderten und nichtbehinderten Menschen inner- und außerhalb der Halle, insbesondere zu von ihnen zur Sprache gebrachten, eigens erlittenen Verletzungen durch die Kirche. Seit den 1980er Jahren galt es, neue, andere Wege im Denken und Handeln zum Leben der Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige, konträr zu den traditionellen, wirkmächtigen Vorstellungen und Vorgaben von Diakonie und Caritas gleichwie in Kirche und Theologie, zu erstreiten und zumindest ansatzweise umzusetzen. Dies erwies sich als außerordentlich schwierig, weil das, was wir einforderten, bis in die 1990er Jahre nicht dem Zeitgeist entsprach. Dazu Pastor Dr. Geiko Müller-Fahrenholz: „Wir haben uns sozusagen zwischen die Stühle – die Lehrstühle der Professoren, die Chefessel der Diakonie und Kirchenleitungen – gesetzt und auf die Menschen gehört, die wegen ihrer Behinderung buchstäblich zwischen allen Stühlen sitzen“ (Müller-Fahrenholz zit. n. Bohne 2017, 216). Die US-amerikanische Theologin Nancy Eiesland weiß um die bestehenden Widerstände in Kirche und Theologie und formulierte 1994: „Und dennoch muss Kirche sich selbst riskieren, wenn sie Gerechtigkeit will“ (Eiesland 2018, 19). Schweiker mahnt in diesem Zusammenhang bezogen auf die aktuelle Situation: „Mit der seit 2009 umzusetzenden UN-Behin-

dertenkonvention werden nun von außen auf Kirche, Theologie und Diakonie zukommend, sie herausgefordert, sich erneut das ureigene Thema Inklusion ins Gedächtnis zu rufen.“¹ Die erneute Auseinandersetzung mit dem Buch „Leiden“ von Dorothee Sölle gehört aus meiner Sicht, als ein Teilaspekt der von Schweiker benannten Gesamtproblematik, dazu und ist dringend geboten.

Dorothee Sölles Aussagen zum Leiden, verstanden als Ansagen an die, die Leid tragen, an die Bürgergesellschaft und die Theologie

Als Autorin stellt Dorothee Sölle sich den Leser*innen mit den folgenden Worten an die Seite, um ihnen zu sagen, wer hier versucht, mit ihnen zu sein: „Dieses Buch ist aus dem Dialog mit der christlichen Tradition entstanden, mehr noch: es ist der Versuch einer heutigen Christin, Erfahrungen mit dem Glauben zu reflektieren“ (Sölle 1973, 14). Aus meiner Sicht sind Passagen ihres Buches autobiographische Reflexionsergebnisse eigens erfahrenen Leids, u. a. als Frau, als Alleinerziehende mit drei Kindern, darunter einer Tochter mit Behinderung, in den 1960/1970er Jahren in unserer Kirche und Gesellschaft zu leben, „sich durch-wurstelnd mit Tausenden von Kleinlösungen“ (Sölle 1995, 139).

Die gegenwärtige Frage schien Dorothee Sölle 1973 und auch später nicht die nach der Notwendigkeit und Möglichkeit der Abschaffung des Leidens zu sein. Sie fragt vielmehr danach, wer an der Aufhebung jener gesellschaftlichen Zustände arbeitet, die Leiden (re-)produzieren. Sie spricht über die Leidtragenden nicht mit der Stimme des Mitleids, das nichts ändern will. Sie spricht mit dem Zorn, der ein anderes Leben einklagt.

Sölle unterscheidet im übertragenen Sinne zwischen primären und sekundären Behinderungen. Erstere wären mit medizinischen Schädigungen oder/und Beeinträchtigungen gleichzusetzen, wohingegen sekundäre Behinderungen außerindividuale, soziale, umweltbedingte Barrieren meint. Letztere würde Sölle „nicht als natürliche, objektiv gegebene Tatsachen“, sondern als veränderbar einordnen (Sölle 1973, 9). Sie nimmt vorrangig also genau jene Barrieren in den Fokus, die behinderten Menschen das Leben, unabhängig von ihren jeweiligen Schädigungen oder/und Beeinträchtigungen, erschweren. Bezogen auf mein eigenes Leben als Mensch mit einem Anfallsleiden kann ich rückblickend sagen, dass mich tatsächlich diese sekundären Behinderungen, die äußerlichen

¹ Dr. rer. soc. theol. habil. Wolfhard Schweiker, Dozent am Pädagogisch-Theologischen Zentrum Stuttgart und PD an der Universität Tübingen; Behinderungen in der Inklusion: Diverse Zugänge zu einem weiten Verständnis, Vortrag im Rahmen der ZeDiSplus-Ringvorlesung „Inclusive Religions!? Über Befreiung und Emanzipation“, Wintersemester 2019, Universität Hamburg, 29.10.2019.

Barrieren, mehr als die seit dem 4. Lebensjahr auftretenden epileptischen Anfälle behindert haben, im Leben zurecht zu kommen (vgl. Bohne 2017, 100).

Dorothee Sölle nimmt Leidende ernst, in dem sie sich deren Fragen zuwendet. Es sind Fragen, die man weder beantworten noch abschaffen kann und die weiterhin gestellt werden müssen: Warum müssen wir leiden? Aus welchen Ursachen entstehen Leiden und wie sind seine Bedingungen aufhebbar? Kann und soll man aus dem Leiden lernen, wie es die Antike und die jüdisch-christliche Tradition anempfehlen? Ist es möglich, die vielfältigen Formen des Schmerzes in einen lebenslangen Lernprozess zu integrieren und dem Schmerz einen Sinn zu geben? Soll man sich und anderen ein schmerzfreies Leben wünschen? Um welchen Preis? Ist Leiden ein in unserer Kultur verleugneter Wert? Sölle sucht aus der Perspektive der Leidenden heraus nach Antworten. Sie rückt das Schweigen über das Leiden in die Nähe der menschenverachtenden Tradition des theologischen Sadismus. Sie konfrontiert uns vielmehr mit einem Blick, der die Dreidimensionalität allen Leidens in der Gestalt des Unglücks in den Fokus nimmt: „Die Erkenntnis der drei Dimensionen des Leidens – physisches, psychisches und soziales Leiden – ist konstitutiv für weiteres Eindringen in die Problematik“ (a. a. O., 24). Betroffene leiden also nicht nur an etwas, sondern sie fallen zugleich aus der gesellschaftlichen Mitte heraus und sind den Vorstellungen von Normalität und Normativität entzogen, mit der Folge: Sprachlosigkeit derselben. Extremes Leiden privatisiert den Menschen bis hin zu absoluter Sprachlosigkeit. Achtung vor denen, die extrem leiden, gebietet das Schweigen. Auf die Frage, wer an der Aufhebung gesellschaftlicher Zustände, die Leiden produzieren, arbeiten würde, antwortet Dorothee Sölle: „Sicher nicht die Leidfreien. Sicher nicht die Leidunfähigen, die zugleich wahrnehmungsunfähig für das Leiden anderer geworden sind. [...] An der Aufhebung der Zustände, in denen Menschen sinnlosen objektiv überflüssigen Leiden – wie Hunger, Unterdrückung, Folter – ausgesetzt sind, werden nur die Leidenden selber arbeiten“ (a. a. O., 9). Wie wahr! Die Geschichten der verschiedenen Befreiungsbewegungen, im Kleinen wie im Großen, geben uns als jeweilige ‚Bewegung von Unten‘ davon anschaulich Kenntnis.

Sölle konfrontiert uns außerdem mit dieser Feststellung: „Wer die Aufhebung bestimmter Formen des Leidens, die heute noch die Mehrzahl der Menschen betreffen, übersieht, der wird sich mit Hilfe einer Ideologie des Ertragens an der gewinnbringenden Aufrechterhaltung der Zustände beteiligen“ (a. a. O., 11f.). Und sie ergänzt: „Je abhängiger sich Menschen von der erwarteten Abschaffung des Leidens machen, umso geringer ist ihre Kraft, sich tatsächlich dem Leiden entgegenzustellen“ (ebd.). Genauer hinschauen wagen und einüben, offenbart uns: „Das menschliche Leiden, konkret wahrgenommen, zerstört alle Unschuld, alle Neutralität, alles ‚ich war es nicht, ich konnte nichts dafür, ich habe es nicht gewusst‘. Es gibt angesichts des Leidens keinen dritten Ort, jenseits der Opfer und der Henker“ (a. a. O., 44). Es kann sich im Angesicht des Leidens demzufolge niemand der eigenen, individuellen Verantwortung entziehen. Alle

sind angesprochen, nicht die Anderen, ich bin gemeint! „[...] Die große Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr [im Denken und danach im Handeln, Anm. d. Verf.] tun kann und es nicht tut!“ (Rabbi Bunam zit. n. Sölle, a. a. O., 9f.).

Wenden wir uns dem Teil des Buches zu, in dem Dorothee Sölle als Theologin Erfahrungen mit dem Glauben reflektiert, um eine Befreiung von den theologischen Ismen, dem christlichen Masochismus, dem theologischen Sadismus und seinen Auswirkungen für Leidende zu initiieren. Dazu ist es erforderlich, das Verhältnis von Theologie und Religion in den Blick zu nehmen. In ihren Büchern „Die Hinreise“ und „Gegenwind“ setzt sich Dorothee Sölle ausführlich damit auseinander und erklärt, warum es notwendig ist, zwischen beiden Begriffen zu differenzieren: „So gaben die Theologen die Antworten der Theologie, ohne dass sie auf die Fragen der Religion gehört hätten. Diese Fragen nach Religion, die Sehnsucht nach etwas anderem, dieser Wunsch, anders zu leben, ist kaum ausgesprochen oder gar durchdacht. Gerade die Kirchen tragen Schuld daran, dass Menschen sich nicht religiös formulieren können, die Institutionen der Religion haben diese Unfähigkeit der Selbstformulierungen ja durch die ständig parate Vor-Formulierung gefördert“ (Sölle 1976, 166). Und: „Die Begrenzung unseres Redens auf wissenschaftliche Sprache führt zu einem immer größeren Verstummten; was sich nicht klar sagen lässt“ (Wittgenstein), bleibt unbearbeitet“ (Sölle 1973, 14). Für Sölle kennzeichnet Religion „das Bedürfnis nach erfahrenem Sinn, die Sehnsucht nach versprochener und sichtbar werdender Wahrheit. Religion ist der Versuch, nichts in der Welt als fremd, menschenfeindlich, schicksalhaft, sinnlos anzunehmen, sondern alles, was begegnet, zu verwandeln, es einzubeziehen in die eigene menschliche Welt“ (Sölle 1976, 172). Demzufolge setzen Menschen „im religiösen Akt [...] den Sinn gegen die Sinnlosigkeit, das Ganz-Sein gegen die Zerstückelung, den Mut zu sein gegen die Angst“ (a. a. O., 171f.). Für die folgenden Feststellungen danke ich und im Namen vieler Betroffener Dorothee Sölle ganz besonders, da in ihnen die Diskrepanz zwischen der Perspektive der Leidenden und den theologischen Sinndeutungen von zumeist nicht selber betroffenen Theolog*innen deutlich zutage tritt: „Es gibt unzählige Versuche, das Leiden zu deuten. Das Problem liegt dabei weniger in der existenziellen Sinndeutung, die Menschen selber ihren Schmerzen geben, als in der nachträglichen theologischen Systematisierung, die ohne Respekt ist vor dem Leiden, das noch keine Benennung und Einordnung erfahren hat“ (Sölle 1973, 30). Und: „Das Leiden muss Sprache finden und benannt werden, und zwar nicht stellvertretend für viele, sondern in persona von den Leidenden selber. Es ist notwendig, dass Menschen zum Sprechen kommen, um nicht vom Unglück zerstört oder von der Apathie verschluckt zu werden“ (a. a. O., 97).

Solch empathisches Einfühlen in die Situation Leidender verändert nach meiner Überzeugung die Leidenden selbst und infolge dessen im übertragenen Sinne auch die sogenannten Nichtbehinderten. Dies entspricht meinen persönlichen und beruflichen Erfahrungen im widerständigen Engagement in Gesell-

schaft, Kirche und Theologie ab den 1970er Jahren bis heute. Die heilende Macht der Sprache einzusetzen, vermag gesellschaftlich produziertes Leiden zu lindern, wenn es gelingt, mit Courage schrittweise das Dickicht hemmender Strukturen und Interessen zu lichten.

Es kursieren unzählige Versuche, das Leiden religiös zu deuten: Als ‚Prüfung‘, die wir zu bestehen haben, als Strafe Gottes für sündige Vergehen, als Läuterung, aus der wir gereinigt hervorgehen sollen. Sölle setzt sich mit verschiedenen Interpretationen des Leidens auseinander:

1. Wenn Leiden als menschliche Schwäche zur Demonstration göttlicher Stärke verstanden und so für einen religiösen Zweck verwendet wird, kann man von christlichem Masochismus sprechen: „Leiden ist dazu da, dass unser Stolz gebrochen, unsere Ohnmacht erwiesen, dass unsere Abhängigkeit ausgenutzt wird; Leid hat den Sinn, uns zu einem Gott zurückzuführen, der nun groß wird, da er uns klein gemacht hat“ (a. a. O., 29). Die Unterwerfung unter das Leiden bis hin als ‚Lustquelle‘ ist nach Sölle ein Zeichen dieses christlichen Masochismus. Leiden durch Unterwerfung des Ertragens kann so zur letzten religiösen ‚Trostquelle‘ werden. Welch eine Pervertierung christlicher Glaubenshaltung!
2. Die Vorstellung, Gott sei der Verursacher des Leidens, berge Dorothee Sölle zufolge die Gefahr „sadistisch über Gott zu denken“ (a. a. O., 37): Alles Leiden wird auf das Jüngste Gericht bezogen, Leid ist Strafe für Sünde. Gott tritt dem leidenden Menschen dann so gegenüber: Im pädagogischen Bezug, mithilfe einer Therapie durch Züchtigung, mit der Läuterung durch Strafe. Leiden wird Mittel zum Erlernen des Gehorsams, zur Härte gegenüber sich selbst, um gottgefällig zu werden. Im Blickpunkt steht dann nicht mehr der leidende Mensch, es wird vielmehr vom Standpunkt Gottes aus gesehen und geurteilt, wie es die solchermaßen sadistische Theologie mit diesen drei Sätzen vorgibt: „1. Gott ist der allmächtige Lenker der Welt, der alles Leid verhängt. 2. Gott handelt aber nicht grundlos, sondern gerecht. 3. Alles Leid ist Strafe für Sünde“ (a. a. O., 35).

Mit Beginn der Reformation sind die sadistischen Akzentuierungen in der Theologie verstärkt worden. Die existenzielle Erfahrung, wie sie in der Mystik seit dem Mittelalter ausgebildet worden war, dass Gott bei und mit den Leidenden ist, wurde durch eine theologische Systematik ersetzt, die radikal auf das Jüngste Gericht bezogen war. Damals galt das Bild des allgewaltigen, unbarmherzigen Gottes, der gleichermaßen als Richter und Vollstrecker Leiden verursacht. Dieses Bild wird dadurch verstärkt, dass die meisten Menschen sich Gott als himmlisches, körperloses Wesen vorstellen. Dies wiederum verstellt den Blick auf eine zentrale christliche Botschaft, nämlich dass Gott höchstselbst in Christus Mensch wurde, sich in die Niederungen der menschlichen Existenz begab und dort den Kreuzestod durchlitt. Jenes Leiden Christi würde hierdurch bloß episodenhaft, „im Sinne antiker Leidenslehre, als ein vorübergehendes Übel“ (a. a. O., 58), interpretiert. Dies wirke sich wiederum auf die Leidenden aus, denn „wenn

[...] Gott [als] ein leidfreies Wesen verehrt wird, dann ist es tunlich, sich in Geduld, im Ertragen, Unerschütterlichkeit und Distanz vom Leiden zu üben“ (ebd.).

Die Bejahung des Leidens hingegen hat Sölle zufolge, dort wo sie nicht erpresst wird, einen mystischen Kern und „es ist kein Zufall, dass in allem christlichen Nachdenken über das Leiden mystische Elemente auftauchen“ (a. a. O., 118). Ob Gott die Leidenden bestrafen will, ob er sie vergessen hat oder er sie dennoch oder gerade wegen des Leidens liebt, ist eine Frage der Theodizee. Die Mystiker haben versucht, die Trennung Gottes vom Leiden wegzudenken und den leidenden Gott zu proklamieren. Sölle erklärt: „Pfäffische Theologie beantwortet die Frage nach dem Leiden mit Unterwerfung, ‚Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen, der Name des Herren sei gelobt.‘ Mystische Theologie [hingegen] beantwortet das Leiden mit einer Liebe, angesichts derer der ‚Herr‘ sich schämen müsste, weil sie stärker ist als er“ (a. a. O., 119).

Entstanden ist die mystische Theologie unter dem ungeheueren Leidensdruck des ausgehenden Mittelalters. Sie spiegelt die Hilflosigkeit der Menschen in ihren Nöten und in ihrem Aufbegehren wider. Die überkommenen theologischen Theorien reichten nicht mehr aus, Leiden erklärbar zu machen, da das Leiden in augustinisch-platonische Art eingeordnet war. „Das entscheidende Moment in der Mystik des Leidens ist nicht, wie eine oberflächliche Kritik meint, die Irrationalität, die das Leiden auf wunderbare Weise in ein ersehntes Gut verwandelt. Entscheidend ist vielmehr die Entmächtigung des Leidmachers durch die Ich-Stärke, die im Leiden nicht zerstört wird“ (ebd.). Bereits der Gebrauch der deutschen Sprache in religiösen Bezügen war damals ein subversiver Akt, dem drastische Strafen folgten. Der Mystiker Meister Eckart wurde mit der päpstlichen Bannbulle belegt, weil er u. a. „[...] vor dem gemeinen Volk vortragen, was geeignet sei, den wahren Glauben zu verdunkeln“, und seine Lehre müsse ausgerottet werden, „damit sie nicht ferner die Herzen der Einfältigen vergifte“ (a. a. O., 121f.). Aufbegehren passte nicht in das Denken der Obrigkeit und zur ausgeübten ‚Leibeigenschaft‘. Der Mystiker Eckart vertrat die Auffassung: „Wer nicht das Gute, sondern Gutes will, wer nicht Gott, sondern die Gabe Gottes will, wer immer um eines Warum willen handelt, der ist ein Kaufmann Gott gegenüber, er will durch sein Verhalten etwas von ihm erhandeln“ (a. a. O., 122). Entsprechend folgert Sölle, dass bedingungslose Liebe zu Gott „nicht [bedeutet], unsere konkreten Wünsche zu verleugnen und alles zu nehmen, wie es eben ist. Mystisch gesprochen kann sich die bedingungslose Liebe zu Gott alle erdenklichen Wünsche erlauben – sie kann sie beten, und sie kann an ihnen arbeiten –, eben weil sie die Existenz Gottes nicht abhängig macht von der Erfüllung eigener Wünsche“ (a. a. O., 120).

Die weit verbreitete Haltung der Teilnahmslosigkeit gegenüber Leidenden schreibt Sölle der Apathie zu. Apathie meint hier die Unfähigkeit zu leiden! Damit wird zugleich ein gesellschaftlicher Zustand beschrieben, in dem Menschen Leiden weitestgehend, bis hin zu absoluter Teilnahmslosigkeit, verdrängen, was zur Belastungsprobe oder gar zum Abbruch sozialer Beziehungen führt: „[...] die

Abwesenheit von Leidenschaft bringt Menschen zu einer weltüberlegenen Kälte, die mit einer Färbung von Resignation einhergeht. Die äußere und verzerrte Form dieser Haltung ist die leidensunfähig gewordene Apathie“ (a. a. O., 127). Sölle stuft die Folgen solcher Entwicklung so ein: „In dem die Leiderfahrungen, die ‚pathai‘ des Lebens zurückgedrängt werden, schwinden auch das Pathos des Lebens und die Stärke und Intensität seiner Freuden“ (a. a. O., 50). Was diesen Menschen fehlt, ist das Bemerken eigenen Leidens und die Sensibilität für das Leiden anderer. Sie haben keine Sprache, keine Gesten, sich mit Leiden auseinanderzusetzen. So ändert sich nichts. Sie lernen nichts daraus, es sei denn, sie kehren um. Obwohl physischer Schmerz ein Zeichen der Lebendigkeit und der Weigerung ist, den Verlust von Fähigkeiten einfach hinzunehmen, wird er ‚apathisch‘ zurückgedrängt. Dorothee Sölle benennt die Folgen: „Sich Schmerzlosigkeit zu wünschen bedeutet, sich den Tod zu wünschen. In diesem Sinne kann man die Apathie der Gesellschaft als einen Teil ihrer nekrophilen Orientierung im Sinne Erich Fromms verstehen. Nekrophilie ist die Liebe zum Toten, Erstarren, Regungslosen, ‚der Wunsch, das Organische durch ‚Ordnung‘ ins Anorganische zu verwandeln‘. Das Anorganische ist a-pathisch“ (a. a. O., 51). In einer Gesellschaft, in der ein banaler Optimismus herrscht, wird Sölle zufolge diese Verdrängung möglich, insofern „es [...] selbstverständlich [ist], dass man nicht leidet“ (a. a. O., 52). Wenn das Leiden ganzer Bevölkerungsteile, so genannter Randgruppen, unsichtbar bleibt und deren Probleme folglich nicht den Platz einnehmen können, den sie haben müssten, ist auch dies ein Ausdruck der selbstverständlich gewordenen gesellschaftlichen Apathie und der Missachtung von Leiden.

Die Folge dieses leidlosen Wohlbefindens, ohne Sensibilität und Wahrnehmung, ohne Solidarität, kommt einer Erstarrung des Lebens gleich! Nichts wächst mehr mit den eigentümlichen Schmerzen, die jedes Wachstum bedeutet und begleitet. Allgegenwärtiger Konsum und die schmerzfreie Erfüllung vieler Bedürfnisse garantiert den ruhigen, heimeligen und Sicherheit verheißenden Stillstand! Mit der geringeren Schmerzfähigkeit und dem Ausblenden jeglichen Leidens bleiben menschliche Beziehungen oberflächlich, die verlieren die in früheren Kulturen existierende eigentümliche Tiefe. Eine neue Tiefe könnte da entstehen, wo die Dimensionen von Leiden wieder kultiviert und so eine neue Sensibilität hervorgerufen würde. Dann würde Leiden in unserer Kultur nicht weiterhin ein verleugneter, sondern ein geachteter Wert werden! Dorothee Sölle bringt dies so zum Ausdruck: „Die Verweigerung jeder Form des Leidens kann eine Derealisierung zur Folge haben, in der der Kontakt mit der Realität immer dünner, immer bruchstückhafter wird. Es ist unmöglich, sich dem Leiden vollständig zu verweigern, es sei denn, man verweigere sich dem Leben überhaupt, man ginge keine Verhältnisse mehr ein, man machte aus sich einen Unverwundbaren“ (a. a. O., 112).

Zur Annahme von Leiden ist es notwendig, nicht nur die verschiedenen Interpretationsweisen der christlichen Tradition zu kennen, sondern sich auch die